



# Der alte Mime.

Von H. Schmidt-Ellrich.

Ein wenig zu lang ist er und ein wenig zu dürr. Wenn man ihn so hinschreiten sieht, hat man Angst, er könnte von einem festen Binde umgelegt werden. Warum, fragt man sich, trägt er auch solch einen kurzen Mantel bei so viel Bein? Langt seine Gage nicht für einen neuen? Beginnt man, da der Schritt ins 60. Jahr nun einmal getan ist, sein Exterieur zu vernachlässigen? Ach nein, ein Komödiant tut das nicht, und ein alter Komödiant erst recht nicht. Er glaubt vielleicht mit dem Mantelchen seiner Figur zu dienen, glaubt, die jugendliche Linie zu beschwören — das ist möglich.

Aber trotz solcher Windigkeit in seinem Aussehen ist er kein Schwächling. Er hat Sehnen und Willen und ist stolz darauf, den Theaterarzt um soviel seltener in Anspruch genommen zu haben, als alle seine jungen Kollegen. Dieser Stolz ist der Ausdruck seines Pflichtgefühls — und eine geheime Angst zugleich. Warum? Ein Schauspieler, der eine große Nummer ist, darf getrost alt werden, seine Gestaltungskraft bricht nicht so leicht, sein Ansehen ist gefestigt. Aber er, ein Chargenspieler nur, nicht schlecht, nicht bedeutend, durch dreißig deutsche Theater hat er sich durchgespielt, in dreißig Städten ist er verweilt bis auf die letzte, in der er gerade tätig ist — wo aber Blumen und erhabte junge Mädchen nicht eben mehr auf ihn warten —, was bleibt diesem alten Mimen eben übrig als mühsame Rollen, Mißtrauen in seine Leistungsfähigkeit und bestenfalls ein nettes Verhältnis zu seinen Kollegen, die keinen ernsthaften Gegner mehr in ihm zu fürchten haben.

Ach, es ist nicht einfach, in einer Institution, die Jugend und Temperament so hochstellt, mit Würde alt zu werden!

Seine Arbeit ist ihm alles, der Tag dreht sich nur um sie, die kleinste Rolle, wenn er auch über sie schimpft — oder lächelt — ist ihm lieber als mühsames Verumlauten. Mit einer Sorgsamkeit ohnegleichen wird jedem Tadel der Weg verbaut: niemals verläßt man unentschuldig eine Probe, nie kommt man zu spät, niemals markiert man auf der Probe. Wenn das

Gedächtnis nicht schon ein wenig schwerfällig wäre, würde man die Rolle auf der ersten Stückprobe fix und fertig im Kopfe haben. Aber schließlich: auch die andern haben das nicht; muß man sich darüber die Haare noch grüner werden lassen? Schlimmer ist, daß das Gedächtnis porös wird —, daß es das

Gelernte wieder durchsichern läßt. In der dritten oder fünfzehnten Vorstellung kann es plötzlich kommen, daß irgendwo der Faden abreißt und nicht wieder anzuknüpfen ist; auch vom Souffleur nicht, weil ihn der Schauspieler in seiner namenlosen Aufregung nicht mehr hört. Gewiß, etwas Stegreifspiel hilft über das schlimmste hinweg, aber auch solche Improvisation ist matt, auch sie steht unter dem Druck des Mißgeschicks. Furchtbare Augenblicke sind es, ein Balancieren auf des Messers Schneide. Es ist wie bei einem lebensgefährlichen Zirkusakt: wenn die Zuschauer den Atem anhalten und die Musik pianissimo spielt. Wenn es dann vorüber ist, in der Garderobe, ist er schweigsam und verstört, es gelingt ihm nicht, die Angelegenheit wirklich oder auch nur scheinbar leicht zu nehmen. „Hat man es gemerkt?“ fragt er, oder: „War der Alte in seinerloge?“ O, dem Publikum muß man gefallen — aber mehr, weit mehr noch dem Direktor. „Verträge schließen — und löst, und der der liebe Gott ist! Zwischen den Auftritten wird repetiert. Nicht aus der Rolle —, aus einem dicken Kalitobest, in das er sämtliche Rollen handschriftlich, genau mit Stichworten, eingetragen hat. „Druck- und Schreibmaschine“, sagt er, „behalte ich viel schlechter, als meine eigene Schrift. Was man abschreibt, hat man schon halb gelernt.“

Für schlechte Witze ist er nicht zu haben. Nur so mehr für Gerüchte, am liebsten für solche, die um das Direktionszimmer schwirren. Wenn es besonders interessant wird, lehnt er jedesmal den Oberkörper schräg zurück, legt den Kopf ein wenig nach hinten; es ist eine merkwürdig zuwartende, abwägende Stellung, so als wenn er das Gehörte mit noch etwas anderem, was dahinter liegt, vergliche. Ist es in den Garderoben herum, daß „oben“ die Besetzung eines neuen Stückes beraten wird, dann kann man sicher sein, daß er keinen Regisseur und keinen Dramatiker vorbeiläßt, ohne ihn zu fragen: „Hab ich darin zu tun? Da bin ich doch frei, oder...“ Er stimmt die Frage so ab, als ob es ihm lieb wäre, endlich mal in einem Stücke nicht beschäftigt zu sein. Aber man weiß schon Bescheid, man durchschaut den alten Kerl ja so leicht. Durch sein Schan-

## Marnelied der Gleichgeschalteten.

Heil, tam tam!  
Wir stehen wieder stramm!  
Die Hände an der Hosennaht  
Vom Stepple bis zum Studentrat.  
Heil, tam tam!  
Wir stehen wieder stramm!  
Gott verdamme . . . !  
Wir stehen wieder stramm!  
Vom Sportklub bis zum Reichsgericht  
Hält man den Rand und mußt sich nicht.  
Gott verdamme . . . !  
Wir stehen wieder stramm!  
Vim hum bam!  
Wir stehen wieder stramm!  
Wie ist uns doch so wohl dabei,  
Bei dieser Knochenreiherei.  
Vim hum bam!  
Wir stehen wieder stramm!  
Dreck und Schlamm!  
Wir stehen wieder stramm!  
Wenn schneidig das Kommando knallt,  
Das Arierblut im Busen wallt.  
Dreck und Schlamm!  
Wir stehen wieder stramm!  
Stamm für Stamm!  
Wir stehen wieder stramm!  
Es rührt kein edler deutscher Mann  
Die un-artfremde Freiheit an.  
Stamm für Stamm!  
Wir stehen wieder stramm!  
Heil, tam tam!  
Wir stehen wieder stramm!  
Dart' uns der Adolf nicht dressiert,  
Wir wären an Kultur freiert.  
Heil, tam tam!  
Wir stehen wieder stramm!

Liberator.

spielergesicht mit den hart ausgearbeiteten Falten schimmert das ängstliche Menschen- gesicht, genau so, wie hinter seiner überdeut- lichen Sprache schon die Brüchigkeit der Stimme lauert. Ach, es ist schwer für ihn, er muß es dreimal spielen: auf der Bühne, vor den Kollegen, vor sich selbst. Weil er nicht dumm genug ist und wohl auch zu alt, um die Dinge nicht so zu sehen, wie sie wirklich sind — und weil er ihre Wirklich- keit trotzdem nicht gelten lassen darf.

Er hat keine Frau und keine Frauen. Wenn er stirbt, wird er von diesem und dem ein freundliches Gedenten mitbekommen, einige Pflichtkränze, etwas feierliche Musik und zwei kleine Reden. Die eine hält „der Alte“, die andere ein Kollege. Sein großes Bed: daß die erste Feier, die seinem Leben und Arbeiten gewidmet ist, ihn nicht mehr erreicht! Sein großes Glück: daß er nicht mehr fühlt, wie einfach es war, seine Rollen in den laufenden Stücken umzubefegen.

auch das zugrunde gerissen werde, was für den gesunden Weiterbestand der Zivilisation uner- läßlich ist. Diktaturen enden immer im Chaos. Und das Chaos ist um so größer, je länger eine Diktatur gedauert hat. Aber jeder Diktator glaubt, daß seine Diktatur eine Ausnahme machen werde. Und ob eine Diktatur der Menschheit ein neues System aufzwingen will oder ob eine Dik- tatur ein altes und vermoderndes System auf- frischt, neu verguldet und in neuer Umrahmung den Menschen auskommandiert, macht keinen Unterschied aus. Die Folgen sind immer die gleichen, weil die Menschen sich immer gleich- bleiben und es nie gelingt, auch nur drei Vier- tel der Menschen desselben Volkes zur Aner- kennung einer bestimmten Meinung oder Idee oder zur Annahme eines bestimmten Program- mes zu bringen. Denn jeder Mensch hat hin- sichtlich dessen, was ihn glücklich und zufrieden machen kann und nach wessen Gelegen er und seine Nachbarn regiert werden sollen, seine eigene Ansicht. Darum ist er ja Mensch; denn nur die Tiere sind zufrieden oder scheinen wenig- stens zufrieden zu sein, wenn sie ihr regelmä- ßiges Futter haben und die Freiheit, gelegentlich zugehen zu dürfen.

## Individuum - Volk - Diktatur.

Von H. Traben.

Der nachfolgende Abschnitt ist dem von der Büchergilde Gutenberg (Zürich-Schweiz) herausgegebenen ausgezeichneten Buche Trabens „Der Marsch ins Reich der Caoba“ entnommen. Der Dichter, der damit der Reihe seiner meisterhaften Bücher ein neues vollwertiges angefügt hat, führt den Leser wieder nach Mexiko und er- zählt darin, höchste Spannung erweckend, vom Leben und Leiden der ausgebeuteten und unterdrückten Indianer. Der Marsch ins Reich der Caoba ist der Marsch von Menschen in die Dschungel von Zentral- amerika, von Menschen, die von gewissen- losen Agenten angeworben, dort unter unsäglichen Gefahren und Mühseligkeiten Mahagonibäume fällen. Ausdrücklich sei auf diese neueste Schöpfung des Autors auf- merksam gemacht und der Beitritt zur Büchergilde, die seit der Machtergreifung der braunen Hunnen aus Deutschland emigriert ist, wärmstens empfohlen.

gebliebene Fünstel, das ihm zum Verderben wird.

Der Diktator, der vielleicht ihr Schicksal hätte ändern können, war den Burischen ebenso fremd, ebenso unerreichbar, ihnen gegenüber ebenso unerbittlich und ebenso hilflos wie Gott im Himmel, den sie sich nicht vorstellen und zu dem sie nur in eine sehr ferne Verbindung kom- men konnten, wenn sie vor einer hölzernen oder wächsernen Heiligenfigur knieten.

Ihr Diktator, den sie kannten und sahen, war der Capataz. Der Capataz war zu erreichen, ihn anzusehen, weniger grausam zu sein, daran dachten sie nicht einen Augenblick. Es wäre besser gewesen, einen Stein anzurufen. Ein Stein würde sich vielleicht bewegt haben, wenn man ihn nahe genug war und genügend laut brüllte. Aber die Capataces, größtenteils ihres eigenen Blutes und aus ihrer Klasse her- vorgegangen, leugneten jegliche Blutsgemein- schaft ab, noch mehr jede Klassengemeinschaft. Wie der Unteroffizier glaubt, dem Offizier näher zu sein als den einfachen Soldaten, wenn er den Soldaten schindet, so glaubten auch die Capataces, den Ladinos und den Agenten und Contratistas sozial um so näher zu kommen, je brutaler sie die Peones behandelten und je mit- leidloser sie ihren Herren hielten, neue Opfer ein- zufangen.

So wie der übliche Soldat, der sich geschun- den und gequält und geprügelt sieht, den Militarismus nicht als System erkennt, sondern nur die älteren Kameraden, die ihn nichts verprügeln, und die Unteroffiziere und Feld- weber, die ihm am Tage und in der Nacht quälen, und vielleicht noch seinen Hauptmann als den Militarismus ansehen, der ihm das Leben zur Hölle macht, so sahen auch die Bur- schen im Trupp nur die als ihre verhängnisvolle Macht an, die ihnen am nächsten waren, die sie sehen konnten, deren Beißchenhebe sie fühlten. Ihr Haß reichte merkwürdigerweise nicht einmal bis zu den Agenten. Sie entschuldigten die Agenten damit, daß sie sagten, es sei deren Ge- schäft und deren Auftrag, Leute für die Mon- teiras anzuerwerben, wie es das Geschäft von Viehhändlern ist, Vieh anzukaufen für die Fleischverfäuler in den Städten. Die Leute, die sie als die Gewalt und die Macht ansahen, weil sie deren Gewalt und Macht unmittelbar fühl- ten, waren die Capataces, die Futterheber für die Agenten und die Treiber hier im Trupp.

Die Peones, wenn sie an ihrer eigenen Haut nicht zerbersten wollten, fühlten keinen anderen Ausweg, als ständig im Aufruhr gegen die Capataces zu sein, nicht nur auf den Trans- porten, sondern erst recht in den Monterias. Es war ihr steter Gedanke, bei Tag und bei Nacht, wenigstens einen Capataz unter ihre Kräfte zu bekommen. So wenig wie ein geschundener Sol- dat daran denkt, seine Qualen zu enden dadurch, daß er das ganze militärische System zu stürzen trachtet, so wenig und noch hundertmal weniger dachte auch nur einer Peones daran, die Capa- taces zu beseitigen durch einen gemeinsamen Angriff auf das Wirtschaftssystem, in dem der Capataz nur ein Werkzeug ist. Das Keuferste, zu dem sie vielleicht in ihrer Hoffnungslosigkeit getrieben werden konnten, war Monterias zu zerstören, so wie einige Jahre später die rebolu- tionären Peones im Staate Morelos alle Zuckersfabriken bis auf die untersten Grund- manern völlig vernichteten, weil sie die Zuck- fabriken als die Quelle ihrer Leiden ansahen. Und weil empörte Proletarier immer geneigt sind, das Nächstliegende zu zerstören, wenn sie glauben, ihr Miskal nicht mehr ertragen zu können, darum ist eine Diktatur so gefährlich für das allgemeine Wohl eines Volkes. Die Dik- tatur gibt denen, die sich unterdrückt fühlen, keine Gelegenheit, in Ruhe zu beraten und zu unterhandeln, wie ein System, das einem Teile des Volkes ungerecht erscheint, beseitigt oder umgeändert werden kann, ohne bei Ausbruch einer Rebellion so viel Schaden anzustiften, daß

Es gibt kein Beispiel, daß man Menschen so lange prügeln und so lange unterdrücken kann, daß sie endlich jeglichen Gedanken an Widerstand aufgeben. Je weniger Hirn ein Regent hat, desto mehr versucht er durch Ge- waltmaßnahmen Widerstände unmöglich zu machen. Selbst unter der rücksichtslosesten Dik- tatur, die ein Gewalthaber ausüben kann, bleibt ein Fünstel der Bevölkerung unerreichbar. Es ist nicht das schlechteste Fünstel eines Volkes. Sobald die Tyrannei auch nur ein wenig nach- läßt, wächst das Fünstel zu einem Viertel an. Diktatoren, weil sie immer mit Unterdrückung von Preß- und Redefreiheit arbeiten müssen, leben in Blindheit. Wird der Diktator in einem Krieg verwickelt oder auch nur in eine außen- politische Unsicherheit, ist es das unerreichbar

### Die Operation.

In einem Brief, geschrieben von Bartolomäus Hopfinger

Herrn Franz Vorfaller, Vieh- und Kom- müßionsbesitzer in Greifenberg, Poßd dafelbz.

Mein lieber Freund und Schatz!

Ich bin voller Freude, indem daß ich samb- melner eudrigen Pliendarmentsündung und Obezation am Leben und bereits in Seulung mich befinde.

Der Ursprung von der Krankheit hierste in Kirwei: gelegen sein.

So wie ale Jahr ham mir auch in diesem Jahr auf Kirwei geschlagied. Ed had sich so gedrosen, daß ich vorher 2 Knechte hinaus- schmeißn muide und meine großen Madln schon länger auswärtz sind und meine Alde haz leber- haut nicht stark midb fressn und so war es unbermendlich, daß der größere Teil von der Zan mich selbst bedrosen had, wo aus 38 Bluzn, 52 Leberwierzd, 2 Bressach und 2 Leberfäse midn Zubatn bestadn hat, nächz zu vergässen meine ebenfals sergrößerete Borston von Schmalzmadln und Schweinebradn, der wo geniegend sed war.

Dieses Kirwei hare ich mit Gottes Hülfe aber nächz ohne Beschwärde bewältigt und habe ich sambd villn Bier, wo ich zur Erleuchtung genossen habe, drei Tage zum chaffn gehabt und am zweidn Tag schon mid Schmerz.

Am vierten Tag hat meine Alde den Dok- tor geholt. Mein Leub war bereiz als wie die große Tromel son infernen Federahnen- berein und er had gleich wieder zun Schimbn angefangen indem daß man ihn immer erld holt bal der Pazient bald ferreat. Aber da id ihm meine Alde andericht lebers Maul gefarn, indem das wir ihn ein anders Mal gar nicht mehr holsn, bafs id nicht past und das wir ebenso leichd und hüßliger ohne ihn fetragen kennen. Dann war er schid und hat seine Praxis ausgeleibt auf meinem geschannnen Baud, wo er midn Daumen einbruden wollte, haber vergäbens, indem daß die Schabnung härter war als wie sein Daumen. Dann had er gesagt, daß es fehlt am Pliendarm und ich muß umgähens auf die Gländ.

Bei der Nachd eind wir auf der Gländt angekommen habere es war alles hell beleichdeb

# „Erinnern Sie sich?“ Ein Brief an Gerhard Hauptmann.

Dr. h. e. Gerhart Hauptmann  
Agnatendorf (Riesengebirge.)  
Der Weissenstein.

Sehr geehrter Herr Hauptmann!

Die Zeitungen melden, daß Sie bei der Eröffnung der „Reichskulturkammer“ als vielbeachteter Gast in den Reihen der Regierung neben dem Prinzen August Wilhelm von Preußen saßen. Die Zeitungen berichten ferner, daß Sie zum Truppführer (lies: Leutnant) der Breslauer SA-Standarte — das ist die Standarte, die im Plan der deutschen Reichswehr über den Aufbau der deutschen Reservearmee die Tradition der Königsgranadiere weiterführt — ernannt worden sind. Diese Nachrichten sind so positiv gehalten, daß leider keine Zweifel über ihre Richtigkeit möglich sind. Es ist zur Tatsache geworden: der Dichter der „Weber“ hat sich dem Deutschland des Jahres 1933 zur Verfügung gestellt!

Als Redakteur der durch die siegreiche Gegenrevolution am Erschellen verhinderten sozialdemokratischen Tageszeitung „Der Proletarier aus dem Eulengebirge“ in Langenbielau fühle ich mich verpflichtet, Ihnen, sehr geehrter Herr Hauptmann, etwas dazu zu sagen. Ich fühle mich um so mehr dazu verpflichtet, als die Weber von Langenbielau und Peterswaldau, von Steinkunzendorf und Steinfelderndorf, von Ralsbach, Friedrichsgrund und Heinrichsau, von Peiskersdorf und Leutmannsdorf, von Weigelsdorf und Tannenber., von Reichenbach und Faulbrück nicht zuletzt durch die Traditionsnachfolger der Königsgranadiere im Augenblick daran gehindert sind, Ihnen zu sagen, wie sie über den Nationalsozialisten Gerhart Hauptmann denken.

Am 15. November 1930 feierte „Der Proletarier aus dem Eulengebirge“ seinen vierzigsten Geburtstag. Und Sie, sehr geehrter Herr Hauptmann, Ihren 68. Damals schrieben Sie mir folgenden Brief:

„Der Proletarier aus dem Eulengebirge“ bittet mich um einen Beitrag. Nach dem einen, den ich vor vierzig Jahren geleistet habe, bleibt nicht mehr viel zu sagen. Meine Studienfahrt nach den verschiedenen Weber-

orten ist wiederholt geschildert worden. Sie sieht mir noch klar vor der Seele, hätte mir aber nichts einbringen können, wenn ich nicht selbst das Weberblut mitgebracht hätte. Meine Vorfahren, wie ich jetzt weiß, haben seit 1700 als kleine Hausweber in Perischdorf bei Barunbrunn gefesselt. Diese merkwürdige Tatsache, von der ich nichts wußte, als ich „Die Weber“ schrieb, ist der wahre Vater- und Mutterboden des Wertes. Übrigens aber ging ich als Kind jahrelang in den Weberhütten von Nieder-Zalsbrunn aus und ein, ohne mich von den anderen Dorfkindern zu unterscheiden. So kam es, daß ich mich mit Herz und Sinnen in den Häusern und Seelen der Weberfamilien heimisch machen konnte. Grüßen Sie die Weber des Eulengebirges und sagen Sie ihnen, daß ich hoffe, nach langer, langer Zeit nächsten bei ihnen mal wieder aufzutanken.“ (Veröffentlichung: „Proletarier“, 15. 11. 1930, Nr. 268.)

Soweit Ihr Brief. Der Mann, mit dem Sie Ihre Studienfahrt durch das Eulengebirge machten, war mein Vorgänger Max Bagin. Vielleicht erinnern Sie sich, Herr Hauptmann, Sie kannten ihn aus dem sogenannten „Friedrichshagener Zirkel“, dem die Brüder Hart, Kampfmeyer u. a., dem auch Sie angehörten. Damals, Herr Hauptmann, als Sie „Die Weber“ schrieben, als Sie im arbeitslosen Peterswaldau den Stoff zu „Danneles Stimmelfahrt“ fanden, damals verhalf Ihnen ein radikaler Sozialist zum Ruhm, während er selbst irgendwo in der Emigration zugrunde ging.

Erinnern Sie sich bitte, Herr Hauptmann: Anno 1891 war es, als Sie Ihre Stimme erhoben gegen die Königsgranadiere und gegen die „höllischen Kujone“, die die armen Weber peinigten. Damals erhoben Sie Ihre Stimme, weil in Ihnen — unbewußt, wie Sie mir schrieben — das Weberblut Ihrer Vorfahren gegen die Unterdrückung und die Ungerechtigkeit protestierte. Der Dichter der „Weber“ ist tot, aber die Weber leben. Sie werden einst mit dabei sein, wenn die Bajonette und Gummiknüppel der Königsgranadiere der Freiheit und dem Menschenrecht weichen müssen.

Hochachtungsvoll  
Carl Faeschle.

und ein Doktor und weiß gekleidete Jungfrauen haben mich empfangen. Ich wurde gleich inden Oberationsfall getragen, wo noch mehrere weiß gekleidete Jungfrauen auf mich gewartet habn. Bis auf mich war alles weiß und mich haben sie ausgezogen und auch gereinigt und weiß angezogen.

Das is losgangen. Ein Doktor hat mir einen Hut, wo nach Birnschnaps gestunken hat, auf den Kopf gestulpi und sagt, ich soll tief schnaufen, und zäln. Diehn Verlangen bin ich ungeru nachkommen, weiß so geschrunken hat und nicht zum Schnaufen war. Bis 100 hab ich zäln. Da hat der Profäfer den Doktor gefragt, wie lang das noch weiter geht. Da hab ich selbst gesagt, daß ich genügend Fachkenntnis im Rechnen habe und noch vill weiter zäln kann. Da hams mir einen andern Hut aufgestülbt, wo noch bedeiend mehr geschrunken hat und ich soll weiter zäln. Da isd mir jez einaugen, das mich danisch machu woll und das der gräuslich Gut die berühmte Karfose sein soll, wo ich öfters schon hab. Haber meine Hände warn angeschnallt und so muhd ich schnaufn oder erksinu. Da habe ich doch ersters vorgezogen. Ich habe geschmanit wie eindampfiges Reh. Wie ich auch den zweiten Gut ausaeschnauft habe, sagte der Profäfer zum Altsdönten, daß ich so mit Alkohol gefüllt bin, wo was der Karfose entgegenwürkt und man soll beim Nachbarn noch eine Karfose hollen, indem das seine Borräde zu Ende gehen und nicht mehr ausseuchen um diesen kersenen Sammel hinieber zu bringen.

Endlich habe ich mein Bewußtsein verloren, indem ich nicht mehr gehört und verspürt habe und in einem feinen weißen Bet aufgewacht bin, wo 2 weißgekledete Jungfrauen immer noch Wach gehalten haben.

So hoffe ich bald nach beendeter Genung heimzukehren, wo die Verhältnisse schöner und hier unfernein günstiger sind.

Indem das ich doch herzlich begriehe freie ich mich das Wiedersehen

von deinem Bartolomäus Hopfinger.

## Aussag einer Schülerin. Frage: Was wißt ihr von der Kuh?

„Die Kuh ist ein Haustier. Sie ist überall mit Rindleder überzogen. Hinten hat sie den Schwanz mit dem Büschel daran. Damit jagt sie die Fliegen fort, weil sie sonst in die Milch fallen. Vorn ist der Kopf, wo das Horn angewachsen ist und das Maul darauf Platz hat. Die Hörner braucht die Kuh zum Stoßen und das Maul zum Brüllen. Unten an der Kuh hängt die Milch. Die ist zum Ziehen eingerichtet. Wenn man daran zieht, kommt die Milch heraus. Die Milch wird niemals alle, die Kuh macht immer mehr. Wie sie das macht, haben wir noch nicht gelernt. Die Kuh hat einen feinen Geruch. Man riecht ihn schon von weitem, denn er macht die Landluft. Der Mann von der Kuh ist der Ochse. Er steht genau so aus, wie die Kuh, nur hängt bei ihm unten keine Milch daran. Darum ist der Ochse auch kein Säugetier, und man verbraucht ihn deshalb zum Arbeiten. Der Ochse ist ein Schimpfwort. Die Kuh lebt von Gras und Kartoffeln und Butterblumen. Wenn das Futter gut ist, macht sie gute Milch und wenn es donnert, wird die Milch sauer. Die Kuh braucht wenig Nahrung. Was sie einmal gegessen hat, das ist sie noch öfter weil sie alles wiederkaut, bis sie ganz satt ist. Wenn sie einmal runtergelaufen hat, dann rülpsst sie sich und hat das Maul wieder voll. Mehr weiß ich nicht.“

## Frohes Schaffen.

Zeit der Gleichschaltung kann kein einziges der in Deutschland erscheinenden Jugendbücher für Kinder sozialistischer oder demokratischer Eltern in Betracht kommen. Um so rühmenswürdiger ist es, daß das in dem der Wiener Schulverwaltung naheliegenden Deutschen Verlag für Jugend und Volk, Wien I., Burggring 9, in seinem 10. Jahrgang erscheinende Jahrbuch „Frohes Schaffen. Das Buch für jung und alt“, in seiner heutigen Ausgabe besonders reichhaltig ausgestattet ist, so daß es geeignet erscheint, alle anderen Bücher dieser Gattung vollkommen zu ersetzen. Die Sorgfalt, die bei der Auswahl der Aufsätze schon früher stets angewendet wurde, hat diesmal das Möglichste geleistet, um der reiferen Jugend ein Werk von bleibendem Wert zu schaffen. Zahlreiche Bilder im Text und farbige Bilderbeilagen veranschaulichen dem Leser das gedruckte Wort aufs Beste. Das Jahrbuch ist 480 Seiten stark, auf gutem Papier gedruckt, schön in Leinen ge-

bunden und enthält eine Fülle von Aufsätzen belchrenden und unterhaltenden Inhalts. Neben mehreren Erzählungen sind darin zahlreiche Abhandlungen hervorragender Männer der Wissenschaft und der Technik eingereiht, welche die neuesten Erfindungen und Entdeckungen allgemein verständlich darstellen. Von längeren Aufsätzen seien mir einige genannt: „Niesen des Ozeans“, „Königensinseln“, „Rom Feuerwerk zum Welttraumschiff“, „Technokratie“, „Die Geburt der blauen Flamme“, „Der Blick ins Innere“, „Zement“, „Siedendes Glas“, „Im Banne der Höllestrassen“, „Ein Edison im ...“, „Die tönende Hand“, „Elektrische Musikinstrumente“, „Das Geheimnis der Photographie mit unsichtbaren Strahlen“, „Minotaurus und Ddysseus“, „Afrikareisen im Altertum“, „Bei den zentralafrikanischen Pygmäen“, „Alt- und Neu-Japan“, „Drei Jahrhunderte Oper“. Das angeführte dürfte jedermann um zu erkennen, daß dieses Jahrbuch jedem etwas bringt und daß auch Erwachsene daraus Wissen und Belehrung schöpfen können.

# Berliner Allerlei.

## Goebbels als Propagandaminister . . .

Herr Goebbels, alias nachgebunkelter Schumpfergermane, ist der Mann mit dem großen Putrand und den kleinen Beinen. Warum ist er Propagandaminister? Weil Lügen kurze Beine haben!!

## Goebbels wünscht eine Uniform . . .

Goebbels ist ein wenig eifersüchtig, so scheint es. Er kann es nicht vertragen, daß Goering so viele Uniformen hat, und da scheint es ihm nicht weniger als angebracht, als daß er auch eine bekomme. Aber wie das machen? Er kommt um eine Audienz bei dem Herrn Reichspräsidenten Generalfeldmarschall von Hindenburg ein, die ihm natürlich ohne weiteres bewilligt wird. Er klagt Hindenburg sein Leid.

Nach kurzem Besinnen soll dieser ihm folgendes geantwortet haben: „Herr Minister, ich ernenne Sie zum Admiral der Rederei!“

## Die arische Großmutter . . .

Wir wissen noch die Preisfrage, wer die begehrteste Frau in Deutschland sei, es war die arische Großmutter.

Nun stand dieser Tage in der Zeitung folgendes Inserat (ich selbst habe es nicht gesehen): „Zu tauschen gesucht Sechszylinder gegen arische Großmutter.“

## Konzentrationslager.

Wo ist das kleinste Konzentrationslager? „Reudel!“ (Hindenburgs Landstg.)

## Psychose.

Zwei Bekannte, die sich lange nicht mehr gesehen haben, treffen sich auf der Straße und es entwickelt sich folgendes Gespräch zwischen den beiden:

„Ah, guten Tag, Herr Meier, wie geht es Ihnen?“

„Heil Hitler!“

„Und wie geht es Ihrer Frau Gemahlin?“

„Heil Hitler!“

„Und wie geht es Ihren beiden kleinen Kindern, alle wohl?“

„Heil Hitler!“

„Aber mein Bester, nun hören Sie schon auf mit Ihrem Heil Hitler, das ist ja nicht zum Aussehen, was ist denn in Sie gefahren?“

„Nicht bringen Sie nicht ins Konzentrationslager!!!“

# Dies und das.

In vielen Ländern ist es Sitte, daß eine Braut den Bräutigam am Hochzeitstage nicht vor der Trauung sehen darf. Auf Korea aber darf die Braut ihren Mann sogar erst zwei Tage nach der Trauung sehen. Sie treffen bei der Trauung allerdings zusammen, aber die Lider der Braut werden mit Gummi verklebt, damit sie nicht imstande ist, auch nur einen Schimmer von ihrem Zukünftigen zu erblicken.

Auf der Rahu-Insel im Indischen Ozean befindet sich eine ebenso schöne wie merkwürdige Kirche. Sie ist ganz aus Korallen erbaut. Die Korallen wurden in Blöcke gehauen und wie Mauersteine verwendet. Man sieht die Kirche Kilometer weit und sie leuchtet in roter Farbe.

In ganz Birma gibt es nur einstöckige Häuser, weil es der birmanischen Religion widerspricht, daß über dem Kopf eines Menschen die Füße eines anderen gehen.

**Eine Art Fischereigenossenschaft** bilden die Pelikane, die in Scharen an den Fluß oder See ziehen, um hier eine lange, bogenförmige Linie zu bilden, in der sie etwa einen Meter voneinander entfernt stehen und nun das Wasser gründlich nach Fischen absuchen.

In dem Dorfe Tenganan auf Bali in Holländisch Ostindien dürfen Männer nicht arbeiten, und zwar bei Prügelstrafe, die öffentlich durch Frauen an ihnen vollzogen wird.

## — Weiteres. —

**Operation.** Frau Meier muß sich einer Operation unterziehen; sie bittet ihre Nachbarin, ihr beizustehen. Ehe nun der Arzt zur Operation schreitet, gibt die hilfsbereite Nachbarin der Frau Meier den guten Rat: „Jetzt heißen Sie nur die Zähne recht zusammen, dann spüren Sie gar nichts.“ Worauf Frau Meier erwidert: „Ja, die liegen aber im Nachschädel.“

**Das Telegramm.** Der Verehrer von Fräulein Ilse, der bisher nicht erhört wurde, hatte in der Lotterie den Hauptgewinn erwirkt. Er telegraphierte: „Habe Geld stop, wollen Sie mich heiraten stop, zehn Worte für Antwort bezahlt.“ — Darauf erhält er folgende Antwort: „Ja, ja, ja, ja, ja, ja, ja, ja, ja, Ilse.“

**Stimmung.** Er: „Na, hast du wieder mal deine Kopfschmerzen?“ Sie: „Meine Kopfschmerzen? Wessen Kopfschmerzen sollte ich denn sonst haben?“

**Der Grund.** „Warum willst du eigentlich durchaus die Ilse heiraten?“ — „Weil ich sie liebe.“ — „Aber Menschenkind, das ist doch kein Grund, das ist höchstens eine Entschuldigung.“

**Im Dunkeln.** Im Autobus war das Licht ausgegangen. Ehe es wieder funktionierte, konnte man folgendes Gespräch belauschen: „Hallen Sie sich doch bitte mit an meinen Griff fest.“ — „Danke, ich habe schon einen.“ — „Würden Sie dann so gut sein und meinen Schlipf loslassen?“

**Ein herzensguter Junge.** Mutter: „Und denk mal, Bubi, die armen Kinder im Nachbarhaus haben keinen Vati und keine Mutti und keine gute Tante Emma. Und du hast alles, was du dir wünschst — willst du ihnen nicht etwas davon abgeben?“ Junge: „Doch. Wie wär's denn, wenn wir ihnen die Tante Emma abgeben?“

**Die Falschen.** Meier braucht Grammophon-nadeln. „Aber nicht die leisen, Fräulein, sondern die lautesten, die Sie haben!“ — „Diese hier, mein Herr, sind Starttonnadeln, sind so laut, daß, wenn Sie in der Dachlampe einen Tango spielen, Sie im Keller danach tanzen können!“ — „Schade“, sagt Meier traurig, „das sind nicht die richtigen; in der Dachlampe schläft das Mädchen, Keller haben wir keinen und außerdem tanze ich nicht Tango!“

**Umgekehrte Wirkung.** Die Lehrerin hatte sich alle Mühe gegeben, den Kleinen klargemachen, daß es Gefahren birgt, wenn man sich von Tieren ledern läßt oder sie gar selbst küßt. Zum Schluß fragt sie: „Hat eine von euch schon mal so etwas erlebt, woran man sich, wie gefährlich es ist, Tiere zu küssen?“ — „Ja, ich. Meine Tante hat ihren kleinen Schoßhund immer geküßt.“ — „Na, und was ist da passiert?“ — „Das arme Tier ist gestorben.“

**Die Verteidigung.** „Meine Herren“, er eiferte sich der Verteidiger am Ende seiner Rede, „mein Klient ist der ehrlichste Mensch der Welt.“ — „Leider“, sagte der Richter lächelnd, „macht er von seiner Ehrlichkeit keinen Gebrauch!“

**Reinemachen.** „Ach, Frau Janzen, könnten Sie mir nicht mal Ihren Teppichklopper borgen?“ — „Tut mir leid, Frau Johansen, aber er kommt erst um fünf Uhr nach Hause!“

**Der Gatte.** „Über Lisa, du bestellst schon wieder ein neues Kleid — weißt du denn nicht, daß wir bis über die Ohren in Schulden stehen?“ — „Ich weiß es schon, Liebster, aber die Schneiderin weiß es nicht!“

# Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Amstutz Nr. 65 bei Teplitz-Schönbau. Allen Anfragen ist Retourkarte beizulegen.

## Schachaufgabe Nr. 164.

Von Josef Schöpka, Elblitz bei Komotau. Schwarz: Kc6; Bc6; g4, g5, h6, h7 (6).



Weiß: Kc8; Tf5; Ld3; Bd4, e3, f2, g3 (7). Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

## Lösungszug zu Nr. 161: Dh5-e2!

Zur Schachaufgabe 163 teilen wir mit, daß der Autor derselben Genosse Rudolf Gondelle, Neuzattl, ist. Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Döhner Max, Mildorf Adolf, Pachmann Reinhold, sämtlich in Tischen; Hyna Josef, Hostomitz; Dinnebiert Emil, Tetschen; Ulbert Rudolf, Prosseditz; Rudek Peter, Brüx; Wenzel Adolf, Arnsdorf 4; Haida; Habi Erwin, Neustertz; Olbert Ernst, Dominia; Bestel Wilhelm, Arnsdorf bei Tetschen; Hieke Josef und Fritsch Anton, Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Seidel Karl, Törmitz; Halbig Johann, Bergesgrün; Walter Ludwig, Robek Franz, Michel Rudolf, Schmied Ferdinand, sämtlich in Kwitkau; Trlisch Gustav, Wisterschan; Stehno Wenzel, Sobrusan.

## Jubiläums-Einrollturnier in Zuckmantel.

Dieses Turnier, welches fast 6 Monate im Gange war, stellte an die Teilnehmer große Anforderungen, da Spieler aus Hostomitz, Sobrusan, Wisterschan, Zuckmantel, Teplitz und Elchwald beteiligt waren. Dennoch hielten fast alle Spieler durch bis auf drei Genossen, welche vorzeitig zurückzutreten sind. Als Sieger ging Genosse Scharoch, Wisterschan, mit 12½ Punkten (von 14 möglichen) hervor, welcher auch außer dem Leistungsblatt das schöne Kotré-Buch „Die Schachpartie“ zur Erinnerung erhielt. Genosse Hyna am 3. Platz besetzte, erhielt als besondere Auszeichnung die kürzlich in Oesterreich erscheinende Broschüre von Kotré und Gerschenkrön. In weiterer Reihenfolge ist J. Gen. Gahler mit 11½, 4. Tausik, DTL, Zuckmantel, 9; S. Böhm, Sobrusan, 8½; 6. Röckl, Teplitz, 5; 7.—8. Müller und Hilgarth, Zuckmantel, 4; 9.—10. KPIE und Hejkal, DTL, 3½; 11.—12. Haecker und Denk mit 3; 13.—14. Patz und Nickl mit 2 und Käza mit 1 Punkt als letzter.

Gen. Hyna gab anlässlich des Schachkurses in Bergesgrün ein Simultanspiel an 9 Brettern mit dem Ergebnis 4+5—. Ein zweites Reihenspiel gab Gen. Hyna am 3. Dezember in Zuckmantel gegen 16 starke Spieler mit dem sehr guten Ergebnis: 9 gewonnen, 1 remis, 6 verloren.

Das Retourspiel Törmitz gegen Wisterschan in Törmitz endete wieder mit einem Sieg der Hausmannschaft, welche mit zwei Verstärkungen angetreten waren. Ergebnis nach 3½stündiger Spielzeit 6½:3½ Punkte für Törmitz, Wisterschan bestritt auch dieses Kampf ohne Walter, Robek, Schmied und Schramm, so daß die hohe Niederlage leicht erklärlich ist.